

EDITORIAL

In der Welt der Texte ist Dauer mehr denn je die unwahrscheinlichste Ausnahme. Am Büchermarkt überlebt ein Buch durchschnittlich nicht mehr als 4 Wochen im Regal. Danach gilt es als nicht mehr verkäuflich. (D. Pinckney) Auch in der Forschung ist der Umschlagszeitraum immer kürzer geworden. Was vor zehn Jahren erschienen ist, liest man schon gar nicht mehr. Was so alt ist, das wird einfach vergessen – und dann, vielleicht, wiederentdeckt. Da aber nur das Wenigste wiederentdeckt wird, tote Literatur in übervollen Bibliotheken also der Normalfall ist, erscheint das Wiederentdecktwerden als Aktualisierung des Vergessenen umso wünschenswerter.

Diesem allgemeinen Mechanismus können sich auch intellektuelle Höchstleistungen nicht entziehen. Auch sie unterliegen in Zeiten einer rigiden Aufmerksamkeitsökonomie der ereignisgebundenen Aktualität. So bietet die gegenwärtige Finanzkrise den Anlass, endlich wieder an Adam Müller und seine *Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien* (1816) zu erinnern. Und der 11. September 2001 bringt die Wiederentdeckung Friedrich Schlegels als Islamkenner: „Was Friedrich Schlegel vor 200 Jahren über den Islam schrieb, erscheint heute seltsam aktuell.“ Das politische Großereignis macht es möglich, dass auch eher abgelegene Texte Schlegels (von der Kölner Vorlesung über *Universalgeschichte* aus dem Jahr 1805 bis zur *Philosophie der Geschichte* von 1828) zitiert werden. Mehr noch: Texte, die vor diesem Ereignis bloß Experten kannten, die ohne Kommentar und Erläuterung auch nur schwer über die Distanz von zwei Jahrhunderten hinweg lesbar sind, werden auf einmal mit dem Argument der Aktualität wieder direkt zugänglich. Als seien sie gerade erst geschrieben: „Frappierend an den Ausführungen Schlegels [...] ist die Frische der Gedanken, die fast 200 Jahre nach ihrer Fixierung wie scharfe Munition erscheinen.“ (*Die Welt* vom 24.11.2001).

Soll man das beklagen, weil dem hohen Gegenstand nicht angemessen? Sich zu einer weit ausholenden Kritik provozieren lassen? Man müsse dann nur diesen Befund überhöhen und in eine empha-

10 tische Theorie überführen, in der das Gedächtnis zum eigentlichen Ort der Kultur avanciert. Indem man das kulturelle Gedächtnis beschwört, wird zugleich behauptet, dass es heute keines mehr gibt. Die *Nachwelt* als Fortwirken des Vergangenen in Gegenwart und Zukunft hinein sei verdrängt worden durch eine den Gehalt der Texte missachtende *Tagesaktualität*. Aber diese medien- und kulturkritische Koppelung von Verfallsgeschichte und Fragen der Aktualität ist äußerst voraussetzungsreich und überdies so stark aufgeladen mit Motiven und Hoffnungen, dass unser Interesse für das Aktualisieren und Reaktualisieren selbst, und das ist der Einsatz für das Folgende, dabei zu kurz kommt.

Doch auch der Vorgang des Aktualisierens ist von einer ins Grundsätzliche tendierenden Kritik verstellt. Diese Kritik verteidigt nicht das kulturelle Gedächtnis, sondern das große Werk. Sie sieht in der Reaktualisierung eine Aufmerksamkeitssteuerung, die ganz auf den Reiz des bloßen Ereignisses setzt, und genau darin die Differenz von Vergangenheit und Gegenwart wenn nicht erst erzeugt, so doch zum Problem werden lässt. Braucht ein Text zu seiner Lesbarkeit nämlich erst ein Ereignis, ist er gerade nicht „das *sich selbst Bedeutende* und damit auch *sich selber Deutende*“, wie Hegel in seiner *Ästhetik* das ‚Klassische überhaupt‘ als das wahrhaft Große weil ‚Geistige‘ definiert hat. Der bedeutende Text zeichnet sich demnach durch seine ihm *als Werk* eigene Fähigkeit zur Selbst-Aktualisierung aus. Wo es aber an einer fortwirkenden Botschaft fehlt, kann nur das von außen kommende, ‚künstliche‘ Ereignis vor dem Vergessen retten. Zum Klassiker aber reicht das nicht. Ein solcher Text ist immer bloß zweitrangig.

Diese Kritik an einer immer nur schlechten Aktualität ist jedoch nicht zu halten. Sie tut so, als gäbe es eine Vertrautheit mit dem Großen und Bedeutenden, in der das Gedächtnis, so Luhmann über eine Gesellschaft, die nicht nach Vergangenheit und Zukunft differenziert, unbemerkt arbeitet und dabei unkritisch den spekulativen Gedanken von der Existenz ewiger Werke übernimmt. In dieser immer schon *gesicherten Aktualität* gibt es kein profanes Ereignis. Es muss auch keines geben, weil das immer schon vertraute Werk auch ohne äußere Aktualität dem Leser *problemlos* zugänglich ist. Wenn es aber keine sich in der Zeit durchhaltende Aktualität gibt,

Ulrich Breuer/Nikolaus Wegmann

verschiebt sich die Kritik. Sie kann sich nicht damit begnügen, weiterhin jede durch ein Ereignis gesteuerte Lektüre als oberflächlich und zeitgeistig zu marginalisieren. Sie muss sich der Einsicht stellen, dass Texte erst in der ereignisförmigen Reaktualisierung überhaupt *lesbar* werden. Statt sich in einer übermotivierten Grundsatzdiskussion zu verlieren, hat sie nüchtern die jeweiligen Reaktualisierungen darauf zu prüfen, ob sie angebracht sind – und das meint sowohl die Frage *was*, als auch *wie* aktualisiert wird.

Zu vermuten ist, dass dies nicht mehr eine Frage der Theorie ist. Die unüberschaubare Vielfalt, in der es zu Wiederentdeckungen kommt und Aktualität erreicht bzw. gewährt wird, kann kein Begriff in eine abstrakte Ordnung zwingen. Man wird sich auf die jeweiligen Reaktualisierungen selbst einlassen müssen. Auf ihre Geschichte, auf ihren Formenreichtum, auf ihre Kreativität. Und indem man das tut, findet eine weitere Reaktualisierung statt, kann einmal mehr – aber das versteht sich – ein Adam Müller oder ein Friedrich Schlegel gelesen werden.

Einen solchen Gang in die *Geschichte der Wiederentdeckungen* Schlegels unternimmt der Beitrag zu *Blanchot's Athenäum* in dieser Ausgabe unseres Jahrbuchs. Maurice Blanchot ist einer der prominenten Leser Friedrich Schlegels, und er hat seine Lektüre in einem Aufsatz mit dem Titel: *L'Athenaeum* (1964) dokumentiert. Doch es gibt auch noch eine zweite, weniger offensichtliche Aktualisierung Schlegels. Blanchot liest nämlich das *Athenaeum* der Schlegel-Brüder nicht nur so, wie man gemeinhin auch andere gedankenreiche Texte studiert. Blanchot interessiert sich auch und gerade für das Projekt einer *romantischen Zeitschrift* als Medium literarischer Reflexion. Schlegel lesen heißt für Blanchot das *Athenaeum* als einen experimentellen Ort des Schreibens und Denkens lesen. Woher wir das so genau wissen? Schließlich gibt es von Blanchot dazu keine explizite Einlassung. Dennoch. Man muss nur in die Zeit um 1960 zurückgehen und sich den Kontext vergegenwärtigen, in dem Blanchot sich als Intellektueller in diesen Jahren selbst verortet: Er ist an einem groß angelegten Projekt beteiligt. Eine von „Schriftstellern gemachte Zeitschrift des Denkens“ (Dionys Mascolo) soll gegründet werden. *Revue Internationale* ist der Titel des künftigen Journals – und natürlich ist schon er Programm.

12 Intellektuelle aus Italien, Frankreich, England und Deutschland (u. a. Uwe Johnson und Hans Magnus Enzensberger) sind in der Planungsgruppe dabei. Schon das ein Beleg, dass man alle rein national organisierte Zeitschriften hinter sich lassen will.¹

Blanchot scheint der führende Kopf gewesen zu sein. Er vor allem macht die konzeptionellen Vorgaben – und er kann dies, weil er Schlegels *Athenaeum*-Projekt in das aktuelle Vorhaben einbringt. Schlegel wird zum „geheimen Ratgeber“ (R. Schmidt) für eines der ehrgeizigsten Projekte in der europäischen Intellektuellengeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg.

Doch hier ist nicht die Intellektuellengeschichte das Thema. Allenfalls insoweit, wie dank Blanchot ‚um 1960‘ Friedrich Schlegel als Intellektueller wiederentdeckt wird. Zu den Details. Zunächst kommt ein großer Teil der Faszination für das Projekt aus der Abkehr von dem, was die bereits existierenden Zeitschriften betreiben: Die *Revue Internationale* will weder ein politisch-engagiertes noch ein kulturell-literarisches Journal sein. Erst recht ist sie nicht gedacht als weitere Abdruckstelle für eigene Texte. Artikel sollen vielmehr *eigens für diese Zeitschrift* produziert werden, und zwar so, dass sie als originäre Texte der *Revue Internationale* wiedererkennbar werden. Publikationsform und Schreibweise sollen also zusammengehen. Das ist der Plan. Doch wie sollte das konkret aussehen? Bei der Suche nach einer Antwort kann man nicht einfach nachschlagen. Schließlich ist die Zeitschrift nicht zustande gekommen. Es gibt nur Konzeptpapiere, Statements und Briefe. Und auch das Wenige ist ganz auf Diskussion und Wiedervorlage angelegt. Dennoch wird in Blanchots Papieren ein Konzept für eine Zeitschrift erkennbar, das nicht nur zu Beginn der 1960er Jahre ungewohnt, ja verblüffend war. Es durchkreuzt auch jetzt wieder, wie Z. Paul und R. Schmidt zeigen, selbstverständlich gewordene Praktiken des Lesens und Schreibens. Prägnant ist besonders eine praktische Empfehlung, ja fast schon eine formale Regel, nach der die für die Zeitschrift allein adäquaten Texte entstehen sollten: Schreibt für gewöhnlich derjenige über ein Ereignis, der nach dem Modell des

¹ Alle Einzelheiten kann man jetzt bei Roman Schmidt: *Die unmögliche Gemeinschaft*. Berlin 2009, nachlesen.

Experten jeweils am besten Bescheid weiß, also ein Engländer über die Lage in England, ein Franzose über die französische Literatur, so soll hier ‚versetzt‘ geschrieben werden: Ein Italiener über England, ein Deutscher über Frankreich, etc. Dieselbe Sprache und die geteilte Nationalität werden gerade nicht als gleichsam natürliche Voraussetzung für gutes Denken akzeptiert. Diese so selbstverständlich konzedierte Priorität des sicheren Wissens soll vielmehr systematisch unterlaufen werden – um so über das bloß Erwartbare hinaus leichter zu neuen Perspektiven zu kommen.

Auch der versetzt geschriebene Artikel soll jedoch keineswegs ein letztes Wort, ein abschließendes Urteil sein. Jeder Artikel, so das Konzept, soll vielmehr immer nur wieder eine weitere Einlassung zum Thema anstoßen. So dass jeder, der hier mitschreibt, „für Behauptungen, deren Autor er nicht ist, verantwortlich wird“. (M. Blanchot) Aber auch die gemeinsame Autorschaft – ein weiterer Reflex des Schlegelschen *Athenaeums* – produziert kein dann doch noch über die kollektive Anstrengung erreichbares definitives Wissen. Was in der Welt passiert, so die hier vorgeschlagene epistemologische Maxime, ist kein Anlass für definitive Urteile und autoritative Kategorisierungen. Man ist gegenüber jedem Anspruch auf Deutungshoheit skeptisch. Idee und Absolutheitsanspruch gehen nicht (mehr) zusammen.

Zurück zum Ausgang. Zurück zur Frage nach der Reaktualisierung, zurück zu Adam Müller als alternativer Theoretiker des Geldes und zu Friedrich Schlegel als Islamexperte. Jetzt, nach dem kurzen Exkurs in die Geschichte der Reaktualisierungen, kann man besser sehen, was an diesen Schnell-Etikettierungen problematisch ist. Sie behaupten nämlich, das Ergebnis einer Lektüre zu sein. Das kann man grundsätzlich nicht bestreiten, aber man kann doch fragen, wie da gelesen wird. Dann zeigt sich, dass Müller wie Schlegel thematisch gelesen, dass sie auf etwas hin gelesen werden, so dass nicht auszuschließen ist, dass dabei etwas in die jeweiligen Texte hineingelesen oder mit einer der herbeizitierten Schriften etwas gemacht wird: z. B. wird eine Behauptung gemacht, die schon vorher da war und mit der Reputation des großen Namens jetzt noch stärker beworben werden soll. Von Blanchot und seinem Konzept einer *Revue Internationale* dagegen kann man lernen, dass Aktuali-

14 sierung über die Verfertigung einer gerade passenden Tagesparole hinaus auch ein Arbeitsprinzip sein kann, ein spezifisches Lese- und Schreibverfahren. Insofern hätte man sich auch in den angeführten Fällen an die Blanchotsche Vorsichtsmaßnahme halten können. Schlegel und seine Ausführungen zum Islam hätte dann gerade nicht ein mit dem Thema vertrauter Experte oder ein Journalist, der hier sein Fachgebiet hat, gelesen. Ein Herausgebergremium der *Revue Internationale* – wenn es denn existierte – hätte auch in diesem Fall gegenläufig zu der allzu offensichtlichen Nähe von Vergangenheit und Gegenwart optiert und nach eher unwahrscheinlichen und abgelegenen Kombinationen von Text, Thema und Leser gesucht. Vielleicht hätten dann ein Schriftsteller und ein Experte für Kultur- und Religion den Anfang gemacht. Dann ein Musiker, ein Psychologe, oder aber, und das versteht sich an dieser Stelle und an diesem Ort von selbst, einer der *romantisieren* kann. ‚Romantisieren‘ wäre dann die genaue Bezeichnung für eine *lectio*-Lehre, die Reaktualisierung gerade nicht als eine Bestätigung schon vorhandenen Wissens praktizierte. „Romantisieren“, so Novalis in seinen *Logologischen Fragmenten*, „ist nichts als eine qualit[ative] Potenzierung. [...] Indem ich dem Gemeinen eine hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisire ich es“. – Also los!